

Jerusalem: Zauber des Friedens

Kein strahlender Morgen, ein paar Wolken, ab und zu Schatten auf der hellen Mauer. Aber das Licht über Jerusalem ungebrochen, ein alles durchdringendes Licht. Wir spüren es schon von weitem, als wir uns auf der Autostrasse nähern, später im Laufen, als wir erst hügelaufwärts steigen, dann abwärts ins Tal, immer in diesem hellen Schein, der alles erfrischt, Pflanze, Stein, Weg und Ausblick, auch uns.

Wir durchqueren die Siedlung gegenüber dem Jaffa-Tor, erbaut von Sir Moses Montefiore, einem frühen englischen Zionisten. Gärtner arbeiten in den Rabatten, giessen junge Palmen. Ein neues Wasserspiel ist zu besichtigen, abwärts rauschende Katarakte münden in ein flaches Bassin, alles in den hellen Sandstein gefasst, aus dem die ganze Stadt erbaut ist. Im Park der Siedlung entsteht nochmals ein innerer Park, etwas Maurisches weht uns an, die stille Grösse einer alten Kultur, ein Wasser-Park im nordafrikanischen Stil, luftig, verspielt, phantastisch berechnet. Eine Tafel gibt unserer stehenden Vermutung Recht: *Offert de la Communauté Juive del Marrakesh, Maroc, aux Habitants de Jerusalem, Capitale d'Israel, Coeur du Peuple Juif, Ville de la Paix.*

Wie reich ist diese Stadt. Und wie gut steht ihr der Frieden. Stellen wir uns einmal vor, es gäbe keinen Kampf um sie, keine Eifersucht, stellen wir uns unwissend, gehen wir einmal, wenigstens einmal hindurch, als wüssten wir nicht... Ein alter Araber mit rotem Kopftuch grüsst, verneigt sich sogar, vielleicht weil wir heute morgen die ersten Fremden auf diesen Wegen sind. Eine unendliche Würde liegt über der Szenerie, auch die drei dicken Männer mit Müllsäcken bewegen sich durch das Tal wie eine feierliche Prozession. Wortlos offeriert uns ein anderer Araber frisches Gebäck, warme Kringel mit Rosinen, schon dicht an der Stadtmauer.

Man nähert sich dieser Mauer immer durch ein Tal, von wo man auch kommt, daher scheint die Altstadt steil aufragend mit ihren Türmen und Wehrgängen, Toren, Minaretten, Kuppeln und Kreuzen. Weiss-blaue Fahnen mit David-Stern flattern im Morgenwind. In Jerusalem ist es immer etwas frischer als sonst im Land, die Stadt liegt hoch, allen Winden preisgegeben, und der Pförtner im Turm trägt

einen dicken Wollpullover, darunter Hemd und Krawatte. Er ist um die Fünfzig, ein rundlicher Araber, in Plauderstimmung. Sein Vater, sagt er, sei hundert Jahre alt. „Er war Bauunternehmer, er hat das Postamt in der Yehuda-Strasse gebaut“. Das war, wenn wir richtig verstehen, im Jahr 1927. Der Vater hat auch an der rekonstruierten Stadtmauer mitgebaut und noch andere Bau-Aufträge des neuen Staates erfüllt, die Familie ist dabei reich geworden und lebt in einem grossen Haus auf dem Ölberg. „Bitte schliesst die Tür“, sagt er und kehrt zu seinem Buch zurück, „heute ist es sehr windig. Viel Spaß bei eurem Spaziergang.“

Wir haben uns zu dieser Wanderung auf dem Wehrgang der Altstadt entschlossen, weil sie unser Spiel begünstigt: nicht zu wissen, nur zu sehen. Über steile Stufen erklimmen wir die Mauer, laufen auf dem schmalen Grat, blicken durch die Zinnen ins Tal hinunter oder auf der anderen Seite ins armenische Viertel. Es ist rätselhaft still wie stets. Konvente mit Klosterschülern, Innenhöfe, langgestreckte Gebäude mit schmiedeeisernen Gittern, darin verwoben armenische Schriftzeichen, Ornamente und immer wieder das Kreuz. Die armenische Kirche ist die älteste christliche Staatskirche der Welt, seit im Jahre 300 Bischof Gregor, genannt der Erleuchter, den König, den Hof und das ganze Volk missionierte.

Fussballspielende armenische Knaben auf einer Brachfläche zwischen Klöstern. Dann eine Müllkippe. Auf der anderen Seite ein Friedhof und die Dormitian Abbey, das deutsche Dominikaner-Kloster, wuchtig, dick ummantelt, grau, mit aufragendem Turm. Dann das Zionstor. Noch ein paar Meter weiter, und nun sind es fussballspielende jüdische Jungs, alle mit Kipa, und ein bärtiger Lehrer dabei, die den Ort erfüllen mit ihrem Geschrei. Auf dem Rasen unterhalb der Mauer, wo das Tal Kedron beginnt, haben sie mit Schultaschen zwei Tore markiert, und rennen dazwischen hin und her, ab und zu mit der Hand nach ihrem Hinterkopf greifend, ob die kipah noch sitzt. Pause in der Jeshiva. Wir bleiben stehen, gehen weiter. Talabwärts auf der anderen Seite ein arabisches Dorf.

In diesem Dorf, auf einem leeren Parkplatz ein paar hundert Meter weiter, sehen wir wieder fussballspielende Kinder, winzig klein, bunt, diesmal arabische. Wir hören von fern ihr Geschrei. Wir sehen kleine Jungen – arabische – mit Schulmappen nach Hause gehen. Wir sehen

wenige Augenblicke später – diesmal im jüdischen Viertel – kleine Jungen mit Schulmappen, als wir am Tempelberg die Mauer verlassen.

Durchs jüdische Viertel treppab, treppauf, an Lernhäusern, Antiquariaten, kosheren Geschäften, amerikanischen Stiftungen vorbei, alle Gebäude aus dem hellen Sandstein, dann durch arabische Gassen aus dem selben Stein, zwischendurch wollten israelische Soldaten unsere Pässe sehen, ein Schwarzhäutiger und ein Blonder, ein äthopischer Jude und ein russischer. Die goldene Kuppel des Felsendoms – kurz vorher wieder ein israelischer Posten, diesmal die blaue Jacke eines Polizisten – hat der König von Jordanien kürzlich erneuern lassen, nicht zuletzt, um seinen Anspruch als hashemitischer Herrscher zu bekräftigen, als Abkömmling des Propheten, als moslemischer König und weltliches Oberhaupt dieses Heiligtums. Vollkommene Ruhe im inneren Bezirk, zwischen Wandelgängen, Moscheen, parkartigen Flächen mit auffallend dicken Katzen, eine fast unglaubliche Ruhe. Wir spazieren ein wenig auf diesem uralten Boden umher, in Gedanken daran, dass dies der Bezirk des alten Tempels ist, des jüdischen Heiligtums, in dem die antike Welt das Zeichen des Friedens zwischen Rom und dem Osten sah.

Durch eine grün hölzerne Tür hinaus und ins Gewirr der Gassen, an israelischen Posten vorbei, ins christliche Viertel. Unversehens sind wir in eine japanische Touristengruppe geraten, werden mit ihr zur Grabeskirche geschwemmt, hinein in den Innenhof. Stehen dort, zwischen den uralten Wänden, und entschliessen uns, obwohl wir es nicht vorhatten, auch hier zum Eintritt.

Eigentlich wollten wir Probleme vermeiden. Wir wollten auf der Mauer spazieren gehen und von dort oben, aus einer distanzierten, unverfänglichen Perspektive, über die Stadt blicken, über das heilige Jerusalem, das ruhig und friedlich vor uns im Mittagslicht liegt, obwohl so viele Mächte darauf Anspruch erheben. Wir wollten uns heute nicht an das Jahr Siebzig und den Fall des Tempels erinnern, weder an die Zeloten noch an „Titus den Frevler“, noch an an das aufkommende Christentum und die jüdische Diaspora, weder an die Kreuzritter noch an ihre arabischen Besieger. Wir wollten das Elend der zwei Jahrtausende jüdisch-christlicher Spaltung heute einmal nicht bedenken, nicht seine schrecklichen Folgen. Und erst recht nicht das innere Elend des Christentums, wiederum vielfach in sich gespalten.

Kann man in Jerusalem darüber hinwegsehen? Da sind die Altäre und Kirchen der syrisch-orthodoxen, der koptischen, der römisch-katholischen Kirche, da sind, wenn man über die Mauer gen Westen blickt, die goldenen Zwiebeltürme der russischen, da ist die lutherische Kirche, die georgische, die anglikanische, da ist, wie wir eben gesehen haben, ein ganzes Viertel der armenischen, da ist die griechisch-orthodoxe, die protestantische in all ihren Splitterungen, da sind, über der Stadt auf dem Mount Scopus, die Mormomen, die Sekten, die abgefallenen Klöster, und alle berufen sich auf Jesus Christus und auf Jerusalem als ihren Hort. Auch die christlichen Araber in Jerusalem gehören verschiedenen Kirchen an, der syrischen, der römisch-katholischen oder russischen. Und Pilger kommen von allen Seiten, von allen Kirchen gesandt, aus allen christlichen Himmelsrichtungen. Man hat die Grabeskirche in Departements unterteilt, um wenigstens einigen der verfeindeten christlichen Häuser Gemeinsamkeit unter einem Dach zu bieten, der allesversöhnende Strom der Touristen wälzt sich von Altar zu Altar, alle Unterschiede verwischend, Blitzlicher, stummes Schauen hier wie dort, Souvenirstände jeder Konfession.

In der Grabeskirche kommt es zu einem Zwischenfall, den wir nicht vorausgesehen haben: Zeit der Messe. Katholische Priester schreiten singend durch eine der Säulenhallen, sie erinnern uns an Rom, an Vormittage im Petersdom oder Lateran, an die gregorianischen Wechselgesänge der Nonnen in der Basilika Santi Quattro Coronati. Sie erinnern uns an unsere Hoffnung auf eine Versöhnung zwischen Juden und Christen, die wir dort geträumt haben. Doch die katholische Messe wird gestört – sogenannter Zufall oder nicht – durch Lärm aus der benachbarten Kapelle, wo just in diesem Augenblick ein Priester einer anderen Richtung mit brüllender Stimme einem Arbeiter Weisungen gibt, und dieser Arbeiter dann tatsächlich, mitten in den feinen Gesang der römischen Priester hinein, mit einer Maschine zu hämmern, zu bohren oder Stein aufzureißen beginnt, worauf lautstarke Proteste aus einer dritten Abteilung zu hören sind, jemand schlägt mit der Faust gegen eine Wand... Und plötzlich wird uns klar, wie weit das Christentum selbst von jeder Versöhnung entfernt ist, wie in sich zerrissen und ohne inneren Frieden.

Zurück zum Jaffa-Tor, wieder besteigen wir den Mauerwall. Der arabische Pförtner fegt welche Blätter, für unsere Passierscheine hat er kaum einen Blick. Wir treffen niemanden, sind ganz allein, blicken still hinter der ersten Biegung in den Hof der Schule der "*Freres des Ecoles Chretiennes*", wo wieder arabische Knaben Ball spielen, diesmal christlich-arabische, und auch nicht Fussball wie ihre moslemischen Vettern im Dorf unterhalb der Mauer, sondern Basketball. Aber mit dem selben Geschrei. Sie werden von einem französischen Pater und einer arabischen Lehrerin beaufsichtigt, einer schwarzlockigen Schönen mit Mandelaugen. Ein Junge wirft sein Bonbonpapier auf den Schulhof, der Pater sieht es nicht, ist ins Gespräch mit seiner arabischen Kollegin vertieft, aber den nächsten Jungen, der seine Eistüte wieder mitten aufs Spielfeld wirft, schnappt er beim Arm und redet französisch auf ihn ein. Längere Diskussion. "*Voila!*" ruft der Pater, auf den nächsten Papierkorb weisend, unerbittlich, bis sein Schüler schulterzuckend dorthin trottet, er folgt ihm mit den Augen, mit ausgestrecktem Arm: "*Allez...*" Die Kinder lachen. Der Pater blickt unvermutet zu uns hoch auf den Mauerwall und zwinkert uns zu.

Auf der anderen Seite eilt eben ein dicker griechisch-orthodoxer Priester in schwarzer Soutane und dunkelblauem Untergewand über die belebte Strasse ins arabische Viertel. Er wird von einem arabischen Taxi angehupt, einem der vielen, die dort vorfahren und wieder abfahren, Familienmütter in langen Gewändern, weissen Kopftüchern, manchmal verschleiert, aufnehmend oder absetzend, dazwischen schieben sich abenteuerlich wackelnde Busse und alte Lastwagen mit rutschender Ladung. Geradewegs unter uns, auf dem grünen Rasen, sitzen zwei Araber und picknicken Obst und Fladenbrot. Auch hier halten Autos, Grossfamilien steigen aus oder ein, am Damaskus-Tor verdichtet sich der Trubel zu einem unüberschaubaren Gewirr aus langen Frauenkleidern, Palästinensertüchern, arabischen Männergewändern, bunten Kinderpullovern, dazwischen ab und zu eine jüdische Familie mit schwarzgekleidetem Papa, Perücke-tragender Mama, fröhlichen Söhnchen mit Kipa auf dem schwarzen Schopf, oder eine Gruppe grau-weisser Nonnen oder ein Priester in zinnoberroter Soutane –

syrisch-orthodox – oder blau-schwarzer – griechisch – oder schwarzer – katholisch – oder die braune Kutte eines Franziskanermönchs...

Die Mauer, auf der wir sehr achtgeben müssen, denn der Stein ist uralt, glashart und schlüpfrig, verbreitert sich oberhalb des Damaskustors zu einer Terrasse, auf der wir drei Amerikaner treffen, bewehrt mit Video-Kameras und weiterem elektronischen Zubehör. Sie wirken auf ihre Weise bewaffnet wie die beiden israelischen Soldaten, die etwas unterhalb, auf einer abgesenkten Dachfläche des inneren Tores, ins Gewimmel starren, die Maschinenpistolen neben sich, die Stahlhelme hinter sich auf dem Gestein. Die Helme sind gefüllt mit Früchten und Broten. Es ist ihr Proviant, aber auch ein schönes Bild: Stahlhelme, meergrün, als Brotkörbe, Fruchtkörbe. Ich möchte darüber nachsinnen, auch über den seltsamen Umstand, dass wieder einer der Soldaten ein Afrikaner ist, ein jüdischer Afrikaner, wie ich mir jedesmal ins Gedächtnis rufen muss.

Auch das jüdische Volk zeigt sich hier mannigfaltiger als ich je dachte. Mein Volk, von dem ich mein Bild hatte, mein europäisch geprägtes, klares Bild, ist vielgesichtiger, heterogener, schriller und, wie sich zeigt, auch auseinanderstrebender. Und auch die Araber sind anders, auch die Christen. Jedenfalls hier in Jerusalem. Unter diesem Himmel, der so gnadenlos klar jede Spalte und Falte ausleuchtet, jeden Stein und jede Scharte im Stein. Der Palme, Mauer und Himmel in Eins fließen lässt und zugleich scharf voneinander trennt, der jeden Versuch zunichte macht, etwas zu summieren. Der nur das vielfarbige Bild zulässt, das Bild dieses Augenblicks, im nächsten schon wieder ein ganz anderes.

Im arabischen Café unterhalb der Mauer singt jemand das Lied "*Eviva la Spagna...*", eine schauerhafte Stimme, kaum verständlich, mit ungeheurer Inbrunst vorgetragen. Die beiden Soldaten auf der Mauer brechen in Gelächter aus, über das Lied, denke ich, sehe dann, dass sie etwas in ihrer hebräisch-sprachigen Zeitung gelesen haben. Einer der drei Amerikaner ist unter Lebensgefahr auf die Zinne geklettert, um von dort ganz oben mit seiner Videokamera zu filmen. Auf der Mauer steht geschrieben: "Ashraf, Abdallah, Mehmed", nebst Daten von derer drei Hiersein, daneben hat jemand rot einen jüdischen Hanukah-Leuchter gesprüht und wieder jemand anders hat ihn blau und überkreuz durchgestrichen. Die Blätter der Weinlaube aus einem

Klosterhof ranken sich in diese einander befehdenden Inschriften, hochkletternder Wein aus einem idyllischen Garten, einem letzten Ausläufer des christlichen Jerusalem.

Am Brunnen draussen trinkt eine arabische Familie, erst der ältere Sohn, dann der nächstjüngere, dann die Töchter, zuletzt die verschleierte Mutter. Im Mauergeviert drinnen ein jüdischer Kindergarten, obwohl wir längst im arabischen Viertel sind, ein englischer, amerikanischer, australischer, einer der "Anglo-Saxon Community". Alternativ gekleidete Kindergärtnerinnen mit offenem Haar, in Hängeröcken, orthopädischen Schuhen. Überhaupt alternativer Stil, herumliegende Stühle, eine alte Matratze im Garten, kein Stilbruch zum arabischen Umland. Freundliche Begrüssung, die Kinder rufen "Shalom!"

Auch die vier oder fünf kleinen arabischen Jungs, die uns plötzlich auf der Mauer gegenüberstehen, versuchen es mit "Shalom", dann fügen sie hinzu, an meine Frau gewandt: "Hallo, Baby." Sie sind etwa acht Jahre alt. Sie wiederholen das "Hallo, Baby", einer ruft "You are wonderful", ein dritter fügt sehr bestimmt hinzu: "Give me a Shekel." Übrigens machen sie den Weg nicht frei, ihre kleinen Händchen sind schon an unseren Hüften. Ich gebe ihnen den Shekel, etwa fünfzig Pfennige, und als wir weitergehen, hören wir das Geschrei ihrer Streitigkeiten um die leichterrungene Beute. Wem gebührt sie: dem Schmeichelnden oder dem Fordernden?

Wenn man sich nicht fürchtet in Jerusalem, wenn man Zwischenfälle und unerwartete Konfrontationen nicht scheut, nicht fremde Gesichter, alle Kontinente und Religionen auf einmal und das Infragestellen der eigenen Bilder von gestern, wenn man immer gradeaus läuft auf der Mauerkrone, was da auch kommen mag, dann ist Jerusalem ein wunderbarer Ort. Eine heilige Stadt. So heilig wie wir, ihre verschiedenen Bewohner aus drei Jahrtausenden, eben waren und sind. Das Arabische Viertel ist das romantischste, zugleich unordentlichste der Stadt. Manchmal möchte ich, in Deutschland aufgewachsen, hinuntersteigen und sagen: Was für ein wunderschöner Innenhof – wollt ihr nicht endlich die verrosteten Drahtgestelle wegräumen, die alten Betten, das tote Huhn, die geplatzten Müllsäcke? Wie charmant ist im Grunde die Architektur, wie schön die Proportion eures Hauses, nur sieht man leider nichts davon... Zum

Glück gibt es keine Treppe, ich bleibe hier oben, fünf Meter über ihrem Dach, das einst sehr scharfsinnig als Wasserspeicher angelegt war, von Vorfahren, die noch auf sich hielten.

Jedes Viertel widerspiegelt den Zustand der Welt, der es angehört. Das jüdische zeigt heftigem Aufbauwillen nach zweitausend Jahren Verfolgung, das christliche mühsame Bewahrung des einst Errungenen, das armenische Tiefschlaf kurz vor dem Erwachen, das arabische schwere Erschütterung, Verwirrung. Hinter jedem stehen Kräfte, die hier aufeinandertreffen, zusammenprallen, mit Gebietsansprüchen, kulturellen Übergriffen, persönlichen Angriffen, Mord. Mit Machtkämpfen, diplomatischen Verwicklungen anderswo, in Washington oder London, Rom, Moskau, Teheran, Kairo, jedenfalls fern von hier und von diesen paar Tausend Menschen, die hier ihren Alltag verbringen.

Sich einmal vorstellen: was wäre, wenn diese Stadt wirklich für sich existierte, ohne das sie umstrickende Netzwerk weltweiter Interessen. Seit Jahrtausenden liegt der Ort im Focus der Grossmächte, im Brennpunkt machtpolitischer Konflikte. Hier wurde Machtpolitik der Ägypter, Assyrer und Babylonier ausgetragen, der Erben Alexanders des Grossen, von Caesar und Pompeius, den römischen Kaisern, arabischen Kalifen, Kreuzrittern, Türken, Engländern oder Deutsche, der Sowjetunion oder der Vereinigten Staaten von Amerika. Hier geschah nie wirklich, was nötig war, statt dessen meist das, was man an fernem Ort geplant und gesponnen hatte, doch auch dies geschah nicht oder nur selten...

Insgesamt, wenn man etwa durch eine Fotolinse blickt, sieht das arabische Viertel der Altstadt wunderschön aus. Es entfaltet den Zauber arabischer Architektur, einer einstigen Hochkultur. Indem wir weiterlaufen und genauer hinsehen, zeigt sich, dass diese in Eins verschachtelten Innenhöfe sehr verschieden sind, so verschieden wie alles hier, wie auch die arabischen Einwohner der Stadt. Ein paar Schritte weiter hat ein Mädchen das gesamte Geschirr der Familie an der Mauer zum Trocknen ausgelegt, blitzblanke Kupferschüsseln, blinkende Töpfe und Terrinen, in einem Innenhof, so frisch und praktisch, so sauber und zauberhaft, mit Pflanzen und Katzen, mit gewässerten Beeten, geharkten Wegen, dass wir wieder hinabsteigen

möchten, und wieder geht es nicht, wieder müssen wir uns mit dem Zuschauen begnügen.

Aber da ist sie selbst, die junge Hausfrau, sie sieht unser Zögern, unsere Anteilnahme, natürlich spricht sie ein paar Worte Englisch, Französisch oder Italienisch, sie ist bei den "*Freres des Ecoles Chretiennes*" oder den römischen Franziskanern zur Schule gegangen, bei den Lutheranern, Anglikanern oder in eine israelische Schule, wir wechseln ein paar Worte, wir sagen ihr, wie sehr uns ihr Garten gefällt. Das Gespräch, wie alles an diesem Tag, leicht und scherzhaft wie das Licht, mit leichtem Auseinandergehen, und ihr letztes Wort ist "Shalom".

Shalom heisst Erfüllung, Befriedigung, Befriedung, Frieden. Wir haben diesen Frieden im Himmel, im Stein, in den Menschen der Stadt gefunden, als etwas tief Hineingesenktes, Selbstverständliches. Wir haben Araber im jüdischen und Juden im arabischen Teil der Stadt gesehen und Christen in beiden, alles von der Mauerkrone aus, aus unserer etwas unwirklichen, schwebenden Perspektive. Es ist ein schönes, unschuldiges Spiel: einmal hier oben entlangwandern, sich stellen, als wüsste man nicht. Schauen, als sähe man alles zum ersten Mal. Träumen, wie es sein könnte...

© Chaim Noll (1996)

Veröffentlicht (leicht gekürzt): Mut. Forum für Kultur, Politik und Geschichte, Nr.342, Februar 1996, S.78-87

